

## Bertha Pappenheim –

# Erziehungsbedarf gefährdeter Mädchen

*Bertha Pappenheim ist eine sozialpädagogische Klassikerin des Fallverstehens, der Professionalisierungsbestrebungen und der geschlechtsreflektierenden Theoriediskussion. Ihr spezifischer Ansatz des konfessionsbezogenen Kinder- und Mädchenschutzes ist bislang wenig rezipiert, ihr erfolgreich erprobtes Diagnose- und Fallverstehensmodell ist kaum rekonstruiert und Ergebnisse der mit bezug auf ihre Arbeit erstellten Fallanalysen und Forschungsbefunde sind unbekannt. Eine Annäherung an ihr kritisch-diskursives, sozialpädagogisches Problembewusstsein bietet interessante Impulse zu Themen wie Armuts- und Migrationslebenslagen, Kinderschutz, Traumaverarbeitung, Fallverstehen Professionalisierung und zum Theorie-Praxis-Verhältnis.*

Als Vorstandsmitglied des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) und langjährige Vorsitzende jüdischer Frauenverbände ist Bertha Pappenheim<sup>1</sup> in ihrer Zeit eine einflussreiche Person mit nationaler und internationaler Reichweite. Ihre theoretisch-konzeptionellen wie auch praktischen Arbeiten erreichen ein internationales Publikum und geben wichtige Impulse zur Entwicklung der sozialen Arbeit. Bertha Pappenheim steht für die frühzeitige, langfristige und erfolgreiche Umsetzung eines an den Bedürfnissen von Kindern orientierten, fallverstehenden Heimerziehungs- und Betreuungskonzepts und des fachlichen Austauschs.

Bertha Pappenheim setzt ein als Modell gedachtes Konzept der qualifizierten<sup>2</sup>, subjekt- und konfessionsorientierten pädagogischen Betreuung für gefährdete Mädchen und unverheiratete (werdende) Mütter sowie deren Kinder um und entwickelt die Konzeption durch Selbstevaluation und Diskursauseinandersetzung stetig weiter. Im familienähnlichen Setting und in anregender Umgebung ist es ihr Ziel, die Kinder und Jugendlichen durch Schutz<sup>3</sup> und Erziehung auf ein eigenständiges, selbstverantwortetes und materiell unabhängiges Leben vorzubereiten. 1907 eröffnet sie im Auftrag des Jüdischen Frauenbundes (JFB) das „Schutz- und Erziehungsheim für weibliche jüdische Jugendliche“ in Neu-Isenburg und leitet dieses Heim bis zu ihrem Tod 1936. Die Nazidiktatur beendet 1942 die erfolgreiche Arbeit des Heims.

### Mädchenschutz

Wie viele jüdische Bürgerstöchter ihrer Zeit arbeitet Bertha Pappenheim in der Tradition von ‚Zedakah‘ (Gerechtigkeit) und ‚Rachmanuth‘ (Barmherzigkeit) in einer Suppenküche der jüdischen Armenhilfe und im Israelitischen Mädchenwaisenhaus, dessen Leitung sie 1895 übernimmt. Im engen Kontakt zum städtischen Armen-Amt und wissenschaftlich beraten durch das Mertonsche ‚Institut für Gemeinwohl‘<sup>4</sup> versteht sie den Erziehungsauftrag des

- 1 Am 27.2.1859 als dritte Tochter einer jüdisch orthodoxen Kaufmannsfamilie in Wien geboren, besucht sie eine katholische Mädchenschule und führt das traditionell wenig anregende Leben einer sog. „höheren Tochter“. Von 1880 bis Mitte 1887 durchlebt sie in ärztlicher Behandlung und mehrfachen Sanatoriumsaufenthalten eine schwere physische und psychische Krise, nach deren Bewältigung sie ab 1888 ehrenamtlich in der Frankfurter jüdischen Armenpflege tätig wird.
- 2 Ohrfeigt eine Erzieherin eines der Mädchen, wird die Erzieherin umgehend entlassen.
- 3 Hinter Pappenheims gesamten Hilfskonzept steht der an die religiösen Grundgedanken des Judentums rückgebundene Kinderschutzgedanke, dessen Bedingungen sie auf nationalen und internationalen Konferenzen diskutiert und als internationale Kinderschutzorganisation zu institutionalisieren versucht.
- 4 Dort muss sie im engen Austausch mit C.J. Klumker gestanden haben, dessen spätere Arbeiten erstaunlich viele Überschneidungen zu Pappenheims schon früh formulierten und diskutierten Ansätzen aufweisen.

SI:S02'2005

Waisenhauses als familienersetzende Maßnahme. Seit 1901 bietet der Verein Weibliche Fürsorge unter Vorsitz Bertha Pappenheims zum Schutz der – ohne die traditionell jüdische familiäre Anbindung – auf sich selbst gestellten berufstätigen Mädchen Hilfen wie Wohnräume, Berufsberatung, Stellenvermittlung und Notunterkünfte für alleinreisende Mädchen auf Arbeitssuche, Kindergärten zur Verbesserung der Situation von Arbeiterinnen, sowie Säuglingspflegeeinrichtungen. Aus der Auseinandersetzung mit der Situation erwerbssuchender, zugereister und von Mädchenhandel bedrohter Mädchen wird 1902 nach Londoner Vorbild der „Israelitische Mädchenclub“ installiert.

In ihren Funktionen als Waisenhausleiterin, Armenpflegerin sowie in der Verbandsarbeit begegnet Bertha Pappenheim immer wieder dem Problem einer ständig wachsenden Zahl lediger Mütter. Häufig aus Osteuropa eingewandert, ohne Sprach- und Berufskennntnisse auf den Lebensunterhalt durch (Zwangs-)Prostitution angewiesen, sind sie und ihre Kinder von Verelendung bedroht. Sie setzt sich öffentlich mit der jüdischen Beteiligung am internationalen Mädchenhandel auseinander und zeigt die Lücke im Netz des jüdischen Sozialsystems, das für diese Mädchen und ihre Kinder nur Ausgrenzung aber keine Hilfe vorsieht. Deren schwierige Lebenssituation führt Bertha Pappenheim – entgegen der tradierten Deutung des individuellen Versagens – auf Armutslagen, gesellschaftliche Veränderungen durch christliche Assimilierungen und auf eine folgenreiche Lücke im sozialen Sicherungssystem der Jüdischen Gemeinschaft zurück. Durch ihr couragiertes Vorgehen wird Pappenheim innerhalb kürzester Zeit zunächst national und später international als gefragte Expertin für das Problem des Mädchenhandels bekannt.

Die rechtlichen und praktischen Probleme der Vormundschaft, des Pflegekinderwesens und der Adoptionsvermittlung sowie internationaler Notlagen werden ihr zweiter Arbeitsschwerpunkt. Als Vorsitzende des Comité der Waisenschwestern unterbreitet sie 1905 dem Armen- und Waisenamt der Stadt Frankfurt Vorschläge zur Weiterentwicklung des Kinderschutzes: Sie erwirkt eine Instruktion an Vormünder und Pflegereltern, kann die Überprüfung des Gesundheitszustandes der Kinder sichern und Pflichtvernachlässigungen der Vormünder<sup>5</sup> bekämpfen. Als zentraler Bestandteil ihrer Kinderschutzarbeit sind die Hilfsangebote für diejenigen Mädchen zu betrachten, die durch ungewollte Schwangerschaft und/oder Prostitution „gefallen“ sind oder gefährdet scheinen. Als sie 1906 Waisenkinder<sup>6</sup> nach London bringt, besichtigt<sup>7</sup> sie das „Charcroft House“, ein „Rescue and Training“-Heim für ledige jüdische Mütter und ihre Kinder, die als osteuropäische Einwandererinnen in dieser Einrichtung Sprache und Berufsgrundlagen erlernen können. Bertha Pappen-

heim ist seit 1905 Fördermitglied im Trägerverein, der 1910 zum Zentralbüro der jüdischen Hilfsorganisationen im Kampf gegen den internationalen Mädchenhandel wird. Nach englischem Vorbild und mit ihren Erfahrungen in der Waisenhausarbeit konzipiert sie 1906 das Heim als Schutz- und Erziehungseinrichtung mit zwei Häusern, je eines für „junge Prostituierte, Mädchen, die ihrer Entbindung entgegensehen, oder die vielleicht im Gefängnis entbunden haben – natürlich mit ihren Kindern“ und eines für „jugendliche Gefährdete, kindliche, moralisch minderwertige Personen, in deren Leben noch alles unentschieden ist, die aber einen ausgesprochenen Hang für das zeigen, was man ‚moral insanity‘ nennt“ (Pappenheim 1937, 1).

Anders als Brentzel (2002, 123), die Erfahrungen während der Reise nach Russland zur Erkundung des Hilfebedarfs der jüdischen Bevölkerung als Motivation Pappenheims für den Plan einer eigenen Heimgründung annimmt, ist von einer langfristigen und systematischen Konzeption des Neu-Isenburger Heims als Ergebnis der Waisenhausleitung sowie der diskursiven Auseinandersetzung Pappenheims mit pädagogischen Ansätzen und sozialpolitischen Themen ihrer Zeit auszugehen. So dürften ihr (gemäß ihrer intensiven Besichtigungspraxis) auch die Probleme der langfristigen Sicherung der Erziehungsbestrebungen z.B. in den jüdischen Mädchenerziehungsheimen Köpenick und Plötzensee (vgl. Coblenz, 1927, 32 ff.) bekannt gewesen sein, denn ihr Konzept der „nachgehenden Fürsorge“ scheint passgenau auf jene Probleme zu reagieren. Anlässlich der Übergabe des Heims 1907 weist sie Zusammenhänge zwischen Wohnumfeld und Hilfebedarf, Arbeitspolitik und Jugendgefährdung sowie Rechtsbeugung gegenüber Frauen und Kindeswohlgefährdung nach. Außerdem ist davon auszugehen, dass Entwicklungen und Reformbestrebungen der Heimerziehung der national und international agierenden Bertha Pappenheim in ihrer umsichtigen, vielseitigen und überkonfessionellen Informationspraxis vertraut gewesen sein

5 Ursache extrem hoher Sterblichkeit der Pflegekinder war deren starke Vernachlässigung und ihre wirtschaftliche Ausbeutung.

6 Nach den Oktoberpogromen in Polen und Russland organisiert Pappenheim Hilfe für die Pogromwaisen und begleitet die Kinder 1906 selbst nach England, installiert ein Kinderhaus als Auffangstation für bis zu 30 Kinder, für die noch keine geeigneten Pflegestellen gefunden werden konnten, richtet 1922 in Elberfeld die „Zentralstelle für Adoptions- und Pflegestellenwesen des Jüdischen Frauenbundes“ ein und fordert auf der Karlsbader Welthilfekonferenz 1923 die jüdische Weltöffentlichkeit zur Verantwortungsübernahme für die 80.000 ukrainischen und polnischen Pogromwaisen auf.

7 Auch in der Folge nutzt sie systematische Besichtigungen von anderen – aber immer jüdischen – Erziehungsheimen, um das Isenburger Konzept zu erweitern und zu korrigieren (vgl. Heubach 1985, 37).

müssen – stand sie doch bereits als Waisenhausleiterin im intensiven Austausch mit dem „Institut für Gemeinwohl“.

Die Heimkonzeption scheint die praktische Konsequenz aus der Kenntnis dieser Ansätze, der Entwicklung des Verbundnetzes der verschiedenen Hilfeinstitutionen für erwerbstätige Mädchen, der Auseinandersetzung mit der Situation lediger Mütter sowie der Kritik am jüdischen Sozialsystem zu sein, für das ledige Mütter und uneheliche Kinder gar nicht existieren.

Im Vordergrund der Heimkonzeption<sup>8</sup> steht der Schutzgedanke: Hier sollen ledige Mütter und (ihre) Kinder intervenierenden Schutz finden und gefährdete Jugendliche präventiv geschützt werden. Es gilt die Regel, dass zur Wahrung ihrer Würde und zur Vorbeugung von Stigmatisierungen im Heimalltag nur der Vorname, nicht aber die Herkunft bekannt ist. Nicht nur die Familiennamen, auch die Vorgeschichte der Mädchen stehen (wie ihre gesamte Akte) unter Verschluss: Die Erzieherinnen sollen, unvoreingenommen vom jeweiligen Lebensweg, individuell auf die aktuelle Situation der Mädchens eingehen. Der Veränderungswille eines Mädchens ist Voraussetzung für die Aufnahme im Heim, ergibt sich doch aus der Vorgeschichte die generelle Schutzbedürftigkeit zu der auch die Anonymität zählt, denn: „Jede junge Mutter, die sich dem Heim anvertraut, muß die Gewissheit haben, daß der Schutz, den man ihr gewährt, auch strengste Diskretion in sich schließt“ (Karminski 1937, 2).

Als Bewahrheim<sup>9</sup> der privaten Fürsorge verzichtet der Verein zugunsten der von Bertha Pappenheim gewollten Flexibilität in der Ausgestaltung der erzieherischen Schwerpunkte der Heimarbeit auf ein Statut, sowie zur Wahrung der Aufnahmeautonomie, auf öffentliche Zuwendungen. Zum Schutz der anderen Heiminsassen muss neben der jüdischen Religionszugehörigkeit, Hilfsbedürftigkeit, Gesundheit<sup>10</sup> und die Aussicht auf Erziehungs- und Beeinflussungsmöglichkeit gegeben sein. Jeder Aufnahme geht ein ausführliches, fallorientiertes Gespräch zwischen Pappenheim und dem aufnahmewilligen Mädchen voraus, aus dessen Verlauf sich biographische Bedingungen und Veränderungswille erschließen lassen müssen: Zwangseinweisungen werden abgelehnt.

Als besonders schutzbedürftig werden ab 1914 Mütter in der Zeit der Schwangerschaft und Entbindung sowie die Säuglinge und Kleinkinder in einem zweiten Haus separat untergebracht – auch das sah die Konzeption bereits 1906 vor. Ebenfalls dem Schutzgedanken ist nach der Heimentlassung die „Nachgehende Fürsorge“ (später „Jugenddienst“)<sup>11</sup> verpflichtet: Jede entlassene Heimbewohnerin enthält an ihrem (ggf. neuen) Heimatort aus

den Mitgliedsreihen des JFB eine beratende „Freundin“ zur Seite gestellt. Zuvor haben die Mütter durch Stillpflicht und Anleitung in Säuglingspflege und zur Erziehung im Heim eine Beziehung zum meist ungewollten Kind und zu dessen Schutz vor Vernachlässigung entwickeln können. Gelingt dieses Aufenthaltsziel nicht<sup>12</sup>, verbleiben die Kinder im Heim bzw. werden zur Adoption vermittelt. Ausbildungsmöglichkeiten im Heim sollen zudem die materielle Sicherheit von Mutter und Kind gewährleisten und beide vor den in Armutslebenslagen drohenden Gefährdungen schützen.

Pädagogisch konsequent verfolgt Bertha Pappenheim die Entstigmatisierung der Mädchen<sup>13</sup>, arbeitet individuell und fallbezogen und orientiert sich an gesellschaftlichen Eingliederungsmöglichkeiten, indem die Mädchen die Ortschaft und schulentlassene Jugendliche Fortbildungsschulen besuchen. In seinem geographischen Umfeld ist das Heim als „Kinderheim“ und nicht als Einrichtung der Gefährdetenfürsorge<sup>14</sup> bekannt. Die schulentlassenen Mädchen sind nicht von jenen Frankfurter Bürgers-

- 
- 8 1907 im „Jahr der Hilfe für die gefallene Frau“ (vgl. Heubach 1985: 25) gegründet, wurde das Konzept 1914 - wie 1906 geplant - als „Schutz- und Erziehungsstätte für schwangere Mütter und Säuglinge, Kleinkinder, Schulkinder und Jugendliche“ für alle Altersklassen des Kinder-, Mädchen- und Frauenschutzes bis 30 Jahre erweitert.
  - 9 D.h. gesetzlicher Unterstützungswohnsitz ist die jeweilige Heimatgemeinde, wohin die Heimentlassenen wieder zurückgeschickt werden – womit zugleich ihre Anonymität gewahrt bleibt.
  - 10 Geschlechtskrankheiten hätten polizeiliche Überwachung und damit die Aufhebung der Anonymität und die Gefährdung des Schutzkonzeptes zur Folge gehabt.
  - 11 Dieser systematische Zweig der Fürsorgearbeit wird von der Ortsgruppe Frankfurt/M. des Jüdischen Frauenbundes zentral geleitet.
  - 12 Meist in Fällen von Vergewaltigungsschwangerschaften (vgl. Mende 1936a und c).
  - 13 Zum Isenburger Konzept gehört die Anleitung zur Übernahme von Elternverantwortung und Förderung der Bindung zwischen Mutter und Kind. Außerdem wird versucht, die Väter der Kinder zur Alimentenzahlung oder Heirat ausfindig zu machen.
  - 14 Als Konsequenz der Erfahrungen in Neu-Isenburg sowie der Befunde verschiedener Studienreisen vor allem nach Osteuropa entwickelt Pappenheim 1924 das Konzept der Jüdischen Kommission für Gefährdetenfürsorge: Ein – wieder mit praktischer Umsetzung verbundener – Beitrag zur in der Weimarer Republik intensiv geführten Debatte um die sogenannten ‚Verwahrlosten‘. War ein stigmatisierender und wenig individuell abwägender Blick auf die betroffenen Jugendlichen bis dahin die Regel, geht es nun um die Notwendigkeit der Differenzierung da das drohende „Bewahrungsgesetzes“, das der pädagogischen Idee von Isenburg sowie den vorbeugenden, jugendpflegerischen und nachgehend-individuellen Konzepten der flankierenden Maßnahmen widersprochen hätte. Lösungsansätze in einer bis dahin emotional sehr aufgeladenen Debatte erhofft sie sich von einer wissenschaftlichen Aufarbeitung z.B. der in Isenburg abgelehnten Fälle und der gezielten Qualifizierung der Fürsorgeerziehung.

töchtern, die im Heim ihre Ausbildung<sup>15</sup> machen und ebenfalls auf dem Gelände wohnen, zu unterscheiden. Später wird die ehemals pädagogisch begründete Entscheidung der Zurückhaltung gegenüber der Isenburger Öffentlichkeit zum politischen Sicherheitsfaktor – das Heim in Neu-Isenburg ist das letzte jüdische Erziehungsheim für ganz Deutschland.

Neben dem familiären Ideal sollen gezielte Bildungsanlässe und rituelle Religionsausübung zur jüdischen Identitätsbildung beitragen. Anders als in anderen jüdischen Erziehungsheimen oder traditionellen „Anstalten“ der Zeit setzt sich der Schutzgedanke im Erziehungskonzept fort. Durch die sonst üblichen, unnachgiebig strengen und entwürdigenden Maßnahmen sieht Bertha Pappenheim die Mädchen eher stärker gefährdet denn positiv beeinflusst oder gar erzogen. Sie verzichtet auf repressive Erziehungsmethoden, straft situationsbezogen aber niemals entwürdigend, ist von der Idee geleitet, den Kindern und Jugendlichen durch Verankerung im Judentum religiöse Identität zu vermitteln und durch Öffentlichkeits- und strategische Schutzarbeit die aus der Gesellschaft Ausgegrenzten mittels ihres Erziehungs- und Bildungskonzeptes wieder in diese hineinwachsen zu lassen und ihnen zugleich die persönlichen und wirtschaftlichen Grundlagen zur eigenständigen Überwindung von Armutslagen zu geben. Statt auf Dominanz, Entfremdung und Strafen, heiminterne Elementarschule und Ausbeutung der Arbeitskraft setzt man in Isenburg trotz wachsender Belegzahlen durch kleinräumige Verteilung auf mehrere Häuser auf familienähnliche Alltagsstrukturen<sup>16</sup>, Integration in die öffentlichen Schulen und ein auf Fallverstehen gründendes Erziehungskonzept und dessen Ergänzung durch zukunftsichernde Arbeit<sup>17</sup>.

Aber die Jugendlichen müssen eine erhebliche Einschränkung ihrer Freiheit in Kauf nehmen, denn Bertha Pappenheim ist der Meinung, dass ein „unbekömmliches Maß an Freiheit“ (Pappenheim 1930, 6) die Mädchen gefährdet. Um sie keinen unkontrollierbaren erzieherischen Einflüssen auszusetzen, ist ihnen der freundschaftliche Verkehr zu ihren christlichen Mitschülerinnen weitgehend untersagt – obwohl der Besuch öffentlicher Schulen als Verbindung zur Außenwelt ausdrücklich zum Erziehungskonzept gehört. Darüber hinaus aber lehnt Pappenheim eine Vertiefung oder Ergänzung dieser Kontakte ab. Sie vertritt diese Haltung mit dem Hinweis auf die Verantwortung für den Schutz der Mädchen und die zeitliche Begrenzung der Freiheitsbeschränkung. Urlaubsausgänge – ähnlich denen reformpädagogisch orientierter Jungenanstalten – lehnt sie ab, da Mädchen durch ihre soziale Stellung und mögliche Schwangerschaften gefährdet und Ideen der Freizügigkeit für Mädchen pädagogisch zu kurz gedacht seien<sup>18</sup>.

Das Heim in Neu-Isenburg ist eine geschlossene Einrichtung, in der die Jugendlichen aus eigenem Antrieb und freiwillig verweilen und nicht bewahrt, sondern differenziert erzogen werden sollen. An Herkunft und Zukunft der Kinder- und Jugendlichen orientiert, ist die Ausstattung auf Einfachheit ausgerichtet, damit sich die Mädchen in der Zeit ihres Aufenthalts nicht an Wohnstandards gewöhnen, die nach dem Aufenthalt nicht weiter verwirklicht werden können. Die Bewohnerinnen tragen Verantwortung für das Gelingen des Alltags im Heim. Sie sollen zu Selbstverantwortung und selbstbewusster, eigenständiger Lebensführung erzogen werden und ihre Stärken erkennen und entwickeln lernen. Die in reformpädagogischen Projekten der Heimerziehung in der Weimarer Zeit umgesetzten Formen von Erziehungsprinzipien der Selbst- und Mitbestimmung oder Gleichberechtigung werden in Neu-Isenburg kritisch beurteilt, aber auch – mit wenig Erfolg – vorsichtig ausprobiert (vgl. Pappenheim 1926, 9).

Pappenheims Konzept, frühe Schäden und Traumatisierungen durch ein strukturiertes, an konfessionellen – also auch außerhalb der Einrichtung gültigen – Regeln ausgerichtetes einfaches, aber würdiges Leben auszugleichen, geht davon aus, dass Schutz und Regeln der Heimgemeinschaft in den ca. 1-2 Jahren des Aufenthalts den Bewohnerinnen elterliche Anleitung ersetzen können. Sie verzichtet auf entwürdigende Maßnahmen und Regeln, damit das ohnehin geringe Selbstwertgefühl der Mädchen nicht weiter zerstört wird und will „erzieherisch so ruhig (...) beeinflussen, dass für ihr weiteres Fortkommen ruhige Sicherheit besteht“ (Pappenheim 1914, 2). Dies gelingt in einer „befriedigenden Anzahl Fälle“, die sie auch nach deren Entlassung beobachtet. Ihr Erziehungskonzept verfolgt die Idee der Kultur- und Selbsterziehung auch und gerade dann, wenn die Entwicklung gefährdet ist – räumt aber auch „Grenzen der Erziehbarkeit“ (ebd.) ein.

15 Das „Frauseminar für soziale Berufsarbeit“ in Frankfurt schickt seine Schülerinnen zur pflegerischen Ausbildung nach Neu-Isenburg.

16 Von 1908 bis 1929 stieg die Zahl der Bewohnerinnen von 10 auf 60.

17 So wird z.B. die Hälfte des Arbeitsverdienstes der Mädchen in der Nähstube auf Sparbüchern für die Zeit nach dem Heimaufenthalt angelegt, ein Konzept, das in jüdischen Erziehungsheimen Tradition hat (vgl. Coblenz 1927, 12 ff.).

18 Mit dem Eintritt in die Schule müssen Jungen das Heim verlassen. Erst 1932 veranlasst der Notstand in der thüringischen Gemeinde Altenburg Bertha Pappenheim zu einem zeitlich befristeten Versuch koedukativer Erziehung.

### Geschlechtsreflektierendes Fallverstehen – Erziehungsbedarf ermitteln

Bertha Pappenheim liefert ein Modell der geschlechtsreflektierenden Erziehungsfürsorge als Durchgangsstadium. Sie will an Erziehungsschäden arbeiten, die sie als Folge historischer Entwicklungen wie Ghetto-Auflösung und Industrialisierung deutet und auf deren individuelle Auswirkungen die Arbeit im Heim ausgerichtet ist. Ihr Resozialisierungsgedanke geht von einer biographischen Bedingtheit der Schutz und Erziehungsbedürftigkeit von Mädchen aus, die durch Gegebenheiten des Umfeldes sowohl negativ als auch – durch die Möglichkeit der Erziehbarkeit – positiv beeinflusst werden können.

Trotz ausführlicher Anamnese verlässt sich Bertha Pappenheim weitgehend auf ihre Beobachtungen und ausführliche Fallbesprechungen mit den Erzieherinnen. Problematisches Verhalten der Kinder deutet sie als Folge falscher Erziehung: „Was man nur schwer erziehen kann, sieht man als psychopathisch an, was in gewissem Sinne sehr bequem ist. (...) Viele Kinder und Jugendliche, die unter dieser Marke präsentiert werden (...), sind bedauerenswerte Erziehungskrüppel“ (Pappenheim 1937, 6). Bertha Pappenheim setzt auf eine akribische Aktenführung, langfristig nachvollziehbare Fallprotokolle und regelmäßige psychiatrische Untersuchungen. Die in dieser Zeit hochpopulären psychoanalytischen Verfahren lehnt sie mit dem Hinweis auf deren Gefahrenpotenzial<sup>19</sup> bei nicht sachgerechter Anwendung für die biographischen Verläufe der Mädchen strikt ab.

Alle Akten, aus denen sich Geschichte und Charakteristik jeder Neuaufnahme sowie Verlaufskurven der Erziehungsarbeit, Elternkontakte und Korrespondenz, die Zusammenarbeit mit der Frankfurter Rechtsschutzstelle sowie die Ergebnisse der nachgehenden Fürsorge erschließen lassen, werden gesammelt und archiviert. Sie sollen ausgewertet und für die Entwicklung einer systematischen, spezifisch jüdischen Wohlfahrtspflege nutzbar gemacht werden. Innerhalb des Heimes sind diese Akten nicht zugänglich<sup>20</sup>, denn Pappenheim vertritt „auch aus erzieherischen Gründen den Standpunkt (...) dass ein Neuankömmling unbefangen als normal in die Gemeinschaft aufgenommen werden soll“ (Pappenheim 1926). Während die Erzieherinnen ihr „Geheimniskrämerei“ vorwerfen und ein Anrecht auf Information einklagen, ist sie überzeugt, dass es nur selten gut sei, „eine kleine Andeutung zu machen, um der Beobachtung des Zöglings etwas Richtung zu geben“ (ebd.). Diese Beobachtungen sind Grundlage der Erziehungsarbeit und werden in regelmäßigen Fallbesprechungen mit den Erzieherinnen diskutiert und protokolliert: Ein Verfahren, dass an moderne Fallkonsultationen erinnert – in Neu-Isenburg zielt es zu-

allererst auf die „Erziehung der Erzieherinnen“<sup>21</sup> (ebd.). Es ist die Basis des auf pädagogischen Beziehungen gründenden Heimkonzepts. So sollen die Mitarbeiterinnen für die individuellen Besonderheiten einer jeden Bewohnerin und eines jeden Kindes sensibilisiert und in ihrer Arbeit qualifiziert werden. Die Fallbesprechungen dienen der Reflexion von Entwicklungen, der Absprache von Erziehungsmaßnahmen sowie der Vorbereitung der Betreuung nach der Heimphase.

Die strikte Ausgrenzung der Vergangenheit wird von den Heimbewohnerinnen durchbrochen. Sie brauchen offensichtlich die kathartische Wirkung des Gesprächs, die Pappenheim als ein ihr unverständliches Geltungsbedürfnis bezeichnet. Hier hat offensichtlich die fallbezogene Beobachtungsgabe Pappenheims ihre Grenzen und legt eine vorsichtige Deutung im biographischen Zusammenhang nahe. Selbst hat sie sowohl mit der kathartischen Wirkung des Sprechens über problematische Erfahrungen äußerst ambivalente Erfahrungen gemacht. Neben der heilsamen Wirkung des von ihr so benannten „chimney sweeping“ hat die unqualifizierte und unvollendete Betreuung dieses Prozesses eine langjährige schwere Krise zur Folge gehabt. Einer solchen Krise könnte wahrscheinlich keines der ohnehin schwer geschädigten Mädchen standhalten.

Aufnahmekapazitäten und Grenzen des auf kurze Verweildauer angelegten konzeptionellen Ansatzes des Isenburger Heims zwingen zur Abgrenzung: Neben Schutzbedürftigkeit sind Erziehungsmöglichkeit und Bildungsfähigkeit Vorbedingungen für eine Heimaufnahme. Die Aussicht auf Erziehbarkeit soll die Veränderungswilligen vor negativen Einflüssen psychisch erkrankter Mädchen schützen. Das 1917 eröffnete Schulkinderhaus war zeitweise als eigene Abteilung für Fälle, die „dauerhaft eine Gefahr für sich und andere bilden“ (Coblenz 1927, 65) geplant. Warum Pappenheim ihre Pläne ändert, ist nicht mehr exakt zu rekonstruieren. Die Vermutung liegt nahe, dass die kriegsbedingt gewachsene Zahl der hilfebedürftigen Schulkinder sowie die sinkenden Zahlen der Pflegestellen zu dieser konzeptionellen Änderung zwangen. Anhand der Fälle differenziert sie nach Milieuschäden und Anlagedefekte, zeigt Mängel an vorausgegangener Fürsorgearbeit und wünscht sich eine Sammelstelle, in

19 Sie urteilt wohl aus der Erfahrung als „Anna O.“ über die sie zu Lebzeiten nie gesprochen hat.

20 Alle Akten (1665 bis Ende 1937) werden ab 1915 in die Geschäftsstelle des Heims in Frankfurt ausgelagert und von einer ausgebildeten und bezahlten Sekretärin geführt.

21 Das Heim war wie die übrigen von Bertha Pappenheim federführend mitinitiierten Einrichtungen zugleich als differenziertes Ausbildungssystem konzipiert (vgl. Forchheimer 1913 u. Heubach 1985, 65).

der alle Einrichtungen Material über eine ununterbrochene Fallbeobachtung zusammentragen, um anhand eines standardisierten Fragebogens Rückschlüsse auf die Entwicklung eines jeden Kindes zu ermöglichen. Auch die abgewiesenen Fälle werden für die Auswertung gesammelt, von ihrer Analyse erhofft sie sich Befunde über Versäumnisse seitens der Fürsorge.

### Fallanalysen und Forschungsbefunde

Erstes Ergebnis einer internen Aktenauswertung ist Pappenheims Einsicht, dass auch die nachgehende Fürsorge individuell fallbezogen abgestimmt sein muss, da manche Mädchen „sehr lange ein Anlehnungsbedürfnis haben“ und der Jugenddienst für einige „dauernd unentbehrlich“ ist. In ihrer 1925 formulierten Bilanz zur Weiterentwicklung des Heims wünscht Bertha Pappenheim regelmäßige Erziehungskonferenzen, wo anhand der Akten die ‚Schicksale‘ der in nachgehender Fürsorge betreuten Fälle besprochen und Bedingungen für erfolgreiche Verläufe herausgearbeitet werden sollen.

Fallanalysen sind für Pappenheim zugleich Prüfmöglichkeit der erzieherischen Reichweite der Heimarbeit. 1934 bittet sie die promovierte Soziologin Käthe Mende, die Akten zusammenfassend und vergleichend<sup>22</sup> zu bearbeiten. In die 1936 veröffentlichten, vorläufigen Befunde der Untersuchung Mendes über „Vorkommen und Schicksal der Unehelichen unter den Juden in Deutschland“ fließen 590 (262 Mütter und 318 Kinder) Isenburger Fälle aus 27 Jahren Heimarbeit in Neu-Isenburg ein. Mende gliedert ihre Auswertung nach Kindesmüttern, Kindesvätern und Kindern. Zentrale Ergebnisse sind, dass die Berufsausbildung der Mütter tatsächlich den von Pappenheim angestrebten Schutz und Rückhalt bieten kann, die Isenburger Stillpflicht die Bindung zwischen Mutter und ungewolltem Kind deutlich verbessert, das Kind positiven Einfluss auf die Mutter haben kann, aber in Fällen von Vergewaltigungsschwangerschaften durch unüberwindbare Ablehnung und Suizidneigung der Mutter doppelt gefährdet ist. Das nur spärlich vorhandene Material über die Kindesväter verweist auf eine ungewöhnlich hohe Zahl jugendlicher Erzeuger aus der gleichen Schicht wie die Mädchen. Dem insgesamt, so Mende „verheerend“ geringen Interesse der Väter an ihren Kindern stehen 20 Isenburger Fälle gegenüber, in denen die Väter wegen

der Abwesenheit der Mütter erfolgreich in die Pflicht genommen werden konnten. Aus der Auswertung der Kinderfälle schließt Mende, dass Familienlosigkeit und wirtschaftliche Not die Gefährdungen für die Kinder verdoppeln, familienähnliche Bedingungen des Aufwachsens sowie eine Ausbildung den erfolgreichsten Halt gewähren, die Unterbringung in Pflegefamilien aber dringend fallindividuell abzuwägen ist.

Drei Aspekte fallen in Mendes vorläufiger Auswertung der Fälle auf:

- a) Trotz der erheblich problematischeren Klientel und Vergleichsschwierigkeiten zu anderen Fällen wird das Heim in Neu-Isenburg mit seinem ungewöhnlichen Ansatz tatsächlich für viele zur „letzten Rettung“, da es ein besonderes Maß an Bindung, pädagogischer Fähigkeit und ebensolcher Geduld vorsieht.
- b) Mendes Darstellung zeigt die Isenburger Fälle als höchst schwierige Klientel (darauf hebt sie mehrfach ab), während Pappenheim (bis auf eine Ausnahme) stets bemüht ist, die Darstellungen zu objektivieren, zu normalisieren und einen defizitorientierten Blick zu vermeiden.
- c) Die fallbezogenen Ermittlung des Erziehungsbedarfs in Kombination mit der fachlich reflektierten Berücksichtigung kindlicher Lebensbedürfnisse sowie die gezielte Stigmatisierungsprophylaxe scheint der entscheidende Faktor für erfolgreiche Unterstützung zu sein.

Pappenheims Vertraute und Nachfolgerin in der Heimleitung Hannah Karminski, nimmt 1937 anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Heims eine Stichprobe aus 30 Lebensläufen von Mädchen deutscher und ausländischer Herkunft, die größtenteils 10 Jahre lang beobachtet wurden, ergänzt diese durch Berichte der Erzieherinnen und untersucht die Fälle im Längsschnitt auf die soziale Eingliederungs- und Auswanderungsfähigkeit der Mädchen. Sie misst den Erziehungserfolg an den Erziehungsmaximen Pappenheims: Verankerung im Judentum, Arbeit und familiäre Bindung. Karminski kommt zu dem Ergebnis, dass die wesentlichen Erfolgsfaktoren nach dem Heimaufenthalt der Angehörigenkontakt, nachgehende Fürsorge und Berufsausbildung sind. In wenigen Fällen (3 von 30) entwickeln sich die Mädchen konträr (also negativ) zur Prognose bei der Entlassung. Positiv wertet Karminski den Fall eines Mädchens, das als Kind mit seinen Geschwistern in die Erziehungsfürsorge des Heims kam, als junge Frau ledig schwanger wurde und von sich aus um erneute Aufnahme bittet sowie das Kind für ein Jahr in der Obhut des Heimes lässt, ehe sie in der Lage ist für das Kind zu sorgen – sie hat gelernt, sich und ihr Kind (mit Hilfe der bekannten Anlaufstelle) zu schützen und die problematische Situationen aus eigener Kraft zugunsten ihres Kindes zu meistern (vgl. Karminski 1938).

<sup>22</sup> Es werden u.a. die Milieuabhängigkeit der Bewältigung von ungewollten Schwangerschaften sichtbar. Bedeutet die uneheliche Mutterschaft im kleinbürgerlichen Milieu kleinerer Orte einen „Donnerschlag“ (Mende 1936b, 4), der zum Verstoßen der Kindsmutter und zum Aussetzen oder gar Töten des Neugeborenen führen kann, sind in den meisten Fällen im proletarischen Milieu der Großstadt Berlin deutlich akzeptierendere und hilfreichere Bedingungen für uneheliche Mutterschaften und Kindheiten gegeben.

### Professionalisierungsbestrebungen

Bertha Pappenheim beschäftigt sich nicht nur regelmäßig und intensiv mit den Fällen im eigenen Heim und deren biografischen Perspektiven, sondern auch mit Ergebnissen internationaler wissenschaftlicher Untersuchungen von Fallbeobachtungen. So sind ihr z.B. die Schlüsse Fischel Schneersons aus seiner jahrelangen Beobachtung pogromgeschädigter Kinder und der Auswirkungen und Langzeitfolgen kindlicher Traumatisierungen bekannt. Ihr Ansatz, Heimaufnahmen und erzieherische Praxis bis hin zur nachgehenden Fürsorge des Jugenddienstes von Bedingtheiten und Verständnis des einzelnen Falls abhängig zu machen und mit dem Ziel der wissenschaftlichen Auswertung detailliert von der Vorgeschichte bis zum Verlauf der Nachbetreuung zu dokumentieren sowie Auswertungen durch statistisches Material zu ergänzen, ist eine frühe Umsetzung des Diskurses ihrer Zeit: 1908 erscheint die erste Auflage von Gertrud Bäumers „Von der Kinderseele“, 1917 Mary Richmonds „Social Diagnostics“, die eine breite Methodendiskussion auslöst und der u.a. 1926 die „Soziale Therapie“ von Alice Salomon und Siddy Wronsky folgt.

Neben vernetzenden Vereinsgründungen, die durch Erfahrungsaustausch und Zusammenarbeit eine eigene, vom Vorbild christlicher Heime abgelöste jüdische Pädagogik entwickeln sollen, initiiert Pappenheim u.a. 1929 den Ersten Frauen-Erziehungs-Kongress. Diese Tagung findet ein so breites Interesse, dass der Kreis der Teilnehmerinnen zu groß wird, um wie geplant einzelne Fragen der Praxis unter verschiedenen Gesichtspunkten als Verständigung über Unsicherheiten ergebnisoffen und ertragreich zu diskutieren. Vorgesehene Themen wie grundlegende Unterschiede zwischen Familien- und Heimerziehung, geschlechtsbezogene Differenzierungen in der Mädchen und Jungenerziehung, Strafen, Verhaltensauffälligkeiten, Professionalisierung, Vernetzung und Fallkonsultationen werden zwar angesprochen, bleiben aber wenig ertragreich. In der Reflexion kritisiert Bertha Pappenheim die von der „Lampelsuggestion“ emotionalisierte Tagungsatmosphäre, die nicht berücksichtigt, dass das Isenburger Heim „keine Fürsorgeanstalt im Sinne des Gesetzes“ ist, sondern „ein freies jüdisches Erziehungsheim (...) wo vorausschauend längst schon moderne Ideen verwirklicht waren, bevor die heute modernen Geister ihre Inkarnation erfahren hatten“ (Pappenheim 1930, 5). Sie distanziert sich von der ihr offensichtlich gut bekannten pädagogischen Debatte um „Freiheit“ und deren Beschränkung, spricht

von pädagogisch unverantwortlichen „Experimenten“ (ebd. 6), klagt pädagogische Kurzsichtigkeit an und verweist auf die zentrale Erziehungsaufgabe der pädagogischen Beziehung<sup>23</sup> als emotionale Hinwendung zu den Kindern und Jugendlichen. Sie problematisiert Fragen der Eignung zum Erzieher und klagt das Ausagieren von politischen Ideen auf Kosten Schutzbefohlener erziehungsbedürftiger Jugendlicher, die selbst „eine Auslese von Schwäche, Unzuverlässigkeit, Unüberlegtheit, des Trotzes und der Explosivität sind“ (ebd. 7), als unverantwortlich an. Reformen hält auch sie für dringend nötig, die Umsetzungsversuche ihrer Zeit aber zumeist für nicht hinreichend reflektiert.

Bertha Pappenheims Auseinandersetzung mit den biografischen Folgen institutioneller Erziehung sowie ihr Plädoyer für Planmäßigkeit, Rationalität und vernetzte Effizienz des Helfens wird zu ihren Lebzeiten vielerorts geteilt, ihre Sozialstudien und -analysen finden internationale Anerkennung, sie steht im engen Austausch mit Frankfurter Wissenschaftlern und stellt ihre Thesen und Erfahrungen auf internationalen Konferenzen zur Diskussion. Siddy Wronsky kommt zu dem Schluss, dieses Heimkonzept könne nicht hoch genug geschätzt werden (vgl. Wronsky 1930, 373) – eine der wenigen Würdigungen von Pappenheims Lebenswerk jenseits der stigmatisierenden Deutungsfolie ‚Anna O‘.

### Literatur

- Brentzel, Marianne (2002): *Anna O. - Bertha Pappenheim*. Biographie. Göttingen
- Coblenz, Henni (1927): *Die Erziehung der Schulpflichtigen und Jugendlichen in jüdischen Heimen. Ein Beitrag zur Geschichte der jüdischen geschlossenen Jugendwohlfahrtspflege in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung ihrer sozialpädagogischen Bedeutung*. Köln
- Heubach, Helga (1985): *Das Heim des jüdischen Frauenbundes in Neu-Isenburg, 1907-1942*. Frankfurt/M.
- Kaminski, Hannah (1936): *Das Isenburger Heim im Jahre 1935*. In: Frankfurter Israelitisches Gemeindeblatt, Mai 1936, S. 318
- dies. (1937): *30 Jahre Isenburg. Ansprache bei der Gedenkfeier (Nov. 1937)*. In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes, Nr. 12 Dezember 1937, S.1-4
- dies. (1938): *Soziale Eingliederungs- und Auswanderungsfähigkeit gefährdeter Mädchen*. In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes Dezember 1937. In: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, Jhg. 8, Nr. 1 Febr. 1938
- Mende, Käthe (1936a): *Vorkommen und Schicksal der Unehlichen unter den Juden in Deutschland. Vorläufige Ergebnisse einer Erhebung*. In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes Nr. 2 Febr., S. 4-8
- Mende, Käthe (1936b): *Vorkommen und Schicksal der Unehlichen unter den Juden in Deutschland. Fortsetzung*. In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes Nr. 3 März, S. 4-5

<sup>23</sup> Hier verbirgt sich ein Hinweis auf ihren fachlichen Austausch mit Martin Buber, einem regelmäßigem Gast in Neu-Isenburg. Seine Texte dienen u.a. auch der Schulung der Erzieherinnen im Heim.

Mende, Käthe (1936c): *Vorkommen und Schicksal der Unehe-lichen unter den Juden in Deutschland. Fortsetzung.* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes Nr. 4 April, S. 5-8

Mende, Käthe (1936d): *Vorkommen und Schicksal der Unehe-lichen unter den Juden in Deutschland. Schluß.* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes Nr. 5 Mai, S. 6-8

Pappenheim, Bertha (1906): *Über Fürsorge der gefährdeten weiblichen Jugend.* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes XIII Juni 1937, S.1-2

dies. (1907): *Rede, gehalten auf der II. Delegiertentagung des Jüdischen Frauenbundes in Frankfurt am Main am 7. Oktober 1907 anlässlich der Übergabe des Heims in die tätige Verantwortung der Mitglieder des JFB.* In: Zweite Delegiertenversammlung des jüdischen Frauenbundes. In: Allgemeine Zeitschrift für das Judentum LXX, Nr. 42 v. 18.10.1907, S. 500-503

dies. (1926): *Aus der Arbeit des Heims des Jüdischen Frauenbundes in Neu-Isenburg, 1914-1924.* Frankfurt/M.

dies. (1930): *Aus der Arbeit des Jüdischen Frauenbundes (1925-1929)* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes. Januar 1930, S. 1-8

dies. (1932): *Einführung in den Arbeitskreis für Jüdische Gefährdetenfürsorge:* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes, Juli 1932, S. 2-4

dies. (1936a): *Aus einem Erziehungsbericht.* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes, Juli 1936, S.6

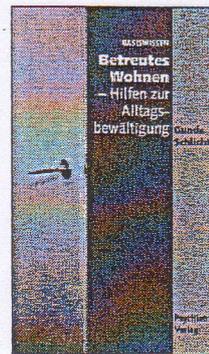
dies. (1936b): *Gedanken zur Erziehung.* In: Blätter des Jüdischen Frauenbundes, Juli/ 1936. S.4-5

Schneerson, Fischel (1924): *Die katastrophale Zeit und die heranwachsende Generation. Die Wirkungen von Katastrophen auf die Seele des normalen und anormalen Kindes.* Berlin

Wronsky, Sidy (1930): *Das Werk von Isenburg.* In: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik. Zeitschrift der Zentralwohlfahrtsstelle der Deutschen Juden. Jg. 1, Neue Folge, Berlin 1930, S. 372-375

*Anke Spies: Prof. Dr., geb. 1965, Juniorprofessorin für „Schulsozialarbeit und schulbezogene Jugendhilfe/Jugendarbeit“ am Institut für Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität, Oldenburg.*

\*\*\*



Gunda Schlichte  
**Basiswissen:  
Betreutes Wohnen  
Hilfen zur  
Alltagsbewältigung**

3-88414-391-3,  
144 S., 14.90 Euro

Dieser neue Basiswissen-Band stellt dar, welche Aufgaben sich für die im betreuten Wohnen

Tätigen täglich stellen und welchen Veränderungen dieser Bereich unterliegt. Deutlich wird bereits jetzt: Betreuung wird zukünftig eher Begleitung und Hilfestellung für psychisch kranke Menschen sein, den Alltag zu bewältigen.



**Der Kobold  
in der Höhle**

Ein Dokumentarfilm über psychotisches Erleben und den Alltag in einem Wohnheim

45 Min., DVD, 29.90 Euro

»Ich kann mich nicht erinnern, in meinem nun 15jährigen Filmknäckeleben ein so tröstliches und gleichwohl realistisches Porträt eines psychosekranken Menschen aufgespürt zu haben. ... Weder Psychose noch Heimaltag werden verklärt; gleichwohl kann der Zuschauer beides gelassen, ohne abwehren zu müssen, betrachten. Logisch also, dass diese DVD schleunigst von allen Institutionen, die den Nachwuchs für das multiprofessionelle Team ausbilden, anzuschaffen ist. Mit seinen 45 Minuten hat der Film genau die richtige Länge für eine Doppelstunde Unterricht: unausgeschlafene Dozenten überlassen nach der Raucherpause die Auswertung dem frei-fluktierenden Diskurs und bedanken sich gefälligst bei Miza.« *Ilse Eichenbrenner, Soziale Psychiatrie*

**Psychiatrie-Verlag Bonn**

• [www.psychiatrie.de/verlag](http://www.psychiatrie.de/verlag) •